

Yves Patak

ACE DRILLER

Das Prometheus-Gen

(Leseprobe)

Jeder Mensch trägt einen Dämon in sich, der ihn reizt und ihn zu seinen Handlungen treibt.

Sokrates

Der Zirkel

Brooklyn — Freitag, 19:04 Uhr

Aus sicherer Entfernung folge ich der schwergewichtigen Joggerin durch den Greenwood Park im Westen Brooklyns. Nicht, dass ich mich bei der Beschattungsaktion besonders beeilen muss. Obwohl die Frau kaum Mitte vierzig sein mag, hat sie die Schrittlänge und Geschwindigkeit einer Oma mit Plattfüßen.

Ich werfe einen Blick auf meine verkratzte Timex. Erst fünf Minuten, seit ich das letzte Mal mit meiner Mission im Allgemeinen und meinem Leben im Speziellen gehadert habe. Es gibt tatsächlich Menschen, die glauben, der Beruf des Privatdetektivs gehöre zu den coolsten der Welt. Sie irren sich.

Seufzend lasse ich mich weiter zurückfallen, wofür ich beinahe stehenbleiben muss. Mann, ist die Kirsche träge!

Job ist Job, rufe ich mir grimmig in Erinnerung und konzentriere mich weiter auf meine Zielperson. Dank der geschlängelten Wege des Parks kann ich sie von allen Seiten betrachten. Die hummerrote Gesichtsfarbe lässt vermuten, dass ihr ein Wellness-Weekend besser bekommen würde als dieser überflüssige Kraftakt. Was will sie sich da beweisen? Ihr grellpinkes T-Shirt ist nassgeschwitzt, und in den Nylon-Rennshorts, in die ich dreimal reinpassen würde, klafft eine geplatzte Naht, durch welche die weiße Haut ihrer Hinterbacke hervorschimmert. So viel zur menschlichen Würde, aber was soll ich sagen?

Im Gehen und ohne Hinzuschauen rolle ich mir eine Zigarette, ein Kunststück, das ich im Tiefschlaf draufhätte. Immerhin rauche ich, seit ich vierzehn bin. Das Zippo-Feuerzeug klickt, und ich ziehe mir eine Lunge voll American Spirit rein. Auch ich schwitze, allerdings nicht von der Zeitlupen-Verfolgungsjagd. Obwohl die Sonne im Westen über Jersey City bereits die Spitzen der Wolkenkratzer berührt, ist der Spätsommerabend ungebührlich schwül, viel zu warm für September, und ich verfluche das viel zu warme Holzfällerhemd, das ich mir übergezogen habe, um das Pistolenhalfter hinten im Hosenbund zu verbergen. Als Ex-Cop habe ich natürlich einen Waffenschein, was nicht jeder wissen muss.

Gemütlich bleibe ich der Frau auf den Fersen, bläuliche Rauchwolken ausstoßend, mein Blick wie gebannt auf das Hinterteil gerichtet. Bei jedem Schritt hüpfen ihre Gesäßbacken hin und her wie wassergefüllte Luftballons. So sehr ich es versuche, kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass die mollige Rothaarige fremdgeht. Ihr Ehemann, ein Gabelstaplerfahrer mit

neapolitanischen Wurzeln und rastlosen Augen, scheint anderer Meinung zu sein und erwartet, dass ich ihm noch heute Abend ein paar Hochglanzfotos vorlege, die seine Ehefrau in flagranti überführen und eine unzeremonielle Scheidung einläuten werden.

„Dreimal die Woche geht Tamara im Park joggen, wie sie sagt.“ Der Ehemann hatte das Wort mit Finger-Gänsefüßchen hervorgehoben, die Augen zu Schlitzeln verengt. „Und trotzdem wird sie jeden Tag fetter! Na, läuten bei Ihnen die Glocken?“

Die Glocken läuten nicht. Ich würde meinen alten Mustang darauf verwetten, dass Tamara einfach zu jener unglücklichen Hälfte der Weltbevölkerung gehört, die Kalorien besser speichert als verbrennt. Dennoch habe ich den Fall ohne Zögern angenommen. Nicht, weil ich die pummelige Ehefrau des Ehebruchs überführen werde, sondern weil ich mit der Miete drei Monate im Rückstand bin. Das Geschäft des Privatdetektivs ist schlechter bezahlt, als jedes Klischee vermuten lassen würde, und ich kann es mir nicht leisten, Kunden abzuwimmeln, nur weil sie paranoid sind.

Der Greenwood Park ist im Prinzip ein riesiger, hügeliger Friedhof und der höchste Punkt Brooklyns. Ich folge Tamara über verschlungene Wege durch eine beeindruckende Freiluftsammlung von Grabsteinen, Statuen und Mausoleen, stetig in Richtung Westen. Über die Battle Avenue gelangen wir schließlich zum prächtigen gotischen Torbogen beim Haupteingang, wo die nichtsahnende Joggerin abrupt nach links abbiegt und sich die 5th Avenue entlangquält, den Park nun zu ihrer Linken. Ich stutze. Warum sollte eine Joggerin einen so prächtigen Park verlassen, um stattdessen auf einer hässlichen Asphaltstraße weiterzutrotten?

Ich überquere die 5th Avenue und folge meiner Zielperson von schräg gegenüber. Mein Instinkt erweist sich als goldrichtig: ich sehe, wie Tamara alle paar Schritte über die Schulter schaut, als wolle sie sichergehen, nicht verfolgt zu werden. Vielleicht ist der Gabelstaplerfahrer doch nicht ganz so paranoid?

Einstöckige Backsteingebäude ziehen rechts an mir vorbei, und ich verstecke mich wann immer ich kann hinter hohen SUVs und Kleinlastern. Unvermittelt überquert nun auch Tamara die Straße, und ich ducke mich rasch hinter einen verbeulten Chevy Tahoe. Jetzt eilt die Rothaarige die 32nd Street entlang. Wie es scheint, hat der Neapolitaner doch den richtigen Riecher: irgendwas stinkt hier zum Himmel. Meine Neugier erwacht.

Nochmals wechsle ich die Straßenseite und lasse mich ein wenig zurückfallen. Nur wenige Passanten schlendern über den warmen Asphalt, zu wenige, um unentdeckt zu bleiben.

Ein paar Schritte weiter bleibt Tamara mitten auf dem Gehsteig stehen, und ich ducke mich blitzschnell hinter einen Müllcontainer. Die Rothaarige schaut sich ein weiteres Mal um und verschwindet dann in einer engen Gasse zwischen zwei alten Häusern. Verdammt, die Frau hat tatsächlich etwas zu verbergen!

Ich jogge zu der Stelle, wo sie verschwunden ist und spähe um die Ecke. Tamara steht etwa zehn Meter von mir entfernt vor einer rostbefleckten Metalltür, die Hände auf den Knien, nach Atem ringend. Schließlich wischt sie sich mit dem Unterarm den Schweiß von der Stirn und klopft dann gegen die Tür. Neben mir, auf der 32nd Street, sind gerade keinerlei Verkehrsgeräusche, und in der frühabendlichen Stille höre ich das Klopfmuster laut und deutlich.

Eins. Vier. Drei. Eins. Zwei.

Ein Code!

Irgendwas geht hier ab, das weder mit Fitness noch mit Fettverbrennung zu tun hat. Oder etwa doch? Hat das durchtriebene Michelinweib etwa tatsächlich einen Lover?

Die Tür öffnet sich einen Spalt weit. Tamara beugt sich nach vorne, flüstert etwas — ein Passwort? — und verschwindet dann rasch im Gebäude. Die Tür klickt zu, gefolgt vom Knirschen eines Schlüssels in einem vernachlässigten Schloss. Ich werfe einen Blick auf die von Abgas verschmutzte Seitenfassade. Keine Fenster, nur die Metalltür. Leise schleiche ich über den unkrautbewachsenen Gehweg zur Tür und inspiziere das Schloss. Ein rostiges Buntbartschloss, mindestens fünfzig Jahre alt. Ein Klacks es zu knacken. Die Kunst liegt darin, es geräuschlos zu tun für den Fall, dass jemand hinter der Tür lauert. Ich ziehe meinen treuen Dietrich aus der Hemdtasche und knacke das Schloss binnen zehn Sekunden, das Begleitgeräusch leiser als ein Windhauch. Der nächste Augenblick wird zeigen, ob ich einem banalen Techtelmechtel auf der Spur bin oder etwas Üblerem.

Vorsichtig drücke ich die Türklinke hinunter. Die Tür schwingt nach außen, und ein Mönch fällt mir entgegen. Offenbar hat er mit dem Rücken gegen die Tür gelehnt dagestanden. Mit einem Uff! schlägt er neben mir auf. Durch eine schwarze venezianische Maske funkeln mich zwei wütende Augen an. Er holt tief Luft, doch bevor er losschreien kann verpasse ich ihm einen Handkantenschlag gegen den Hals, und er erschlafft.

Ich starre auf den Mann in der braunen Kutte. Welche Mönche tragen Masken? In der Sekunde wird die Routineangelegenheit zum Fall, der mich nichts Gutes ahnen lässt. Durch zusammengekniffene Augen spähe ich in den Korridor hinter der Tür. Dämmeriges Licht. Schmucklose, moderige Wände. Rissiger Zementboden. Wer mag sich in dieser schäbigen Bleibe aufhalten? Und

zu welchem Zweck?

Kurzentschlossen lehne ich die Tür so an, dass von außen kein verräterisches Sonnenlicht eindringen kann. Dann packe ich den Mönch an den Füßen, schleppe ihn in einen vermüllten Hinterhof und ziehe ihm die Maske vom Gesicht. Etwa fünfzig; blasses, aufgequollenes Gesicht, rotgeäderte Nase. Ein Typ, der das Tageslicht meidet, dafür die Gesellschaft der Spirituosen sucht. Ich reiße die Kutte auf und durchsuche den Mann. Ein Geruch von Mottenkugeln. Unter der Kutte ein schmutziges Motörhead-T-Shirt und Bermudashorts. Keine Brieftasche, keine Identitätskarte, kein Geld — dafür ein Totschläger am Gürtel. Dann bemerke ich das Tattoo in der Halsbeuge des Mannes. Ein laienhaft gestochenes, umgekehrtes Pentagramm, darunter drei Buchstaben: L.O.L.

Ich runzle die Stirn. L.O.L. ist zwar das Kurzwort für ‚laut lachend‘, hat aber in gewissen Kreisen eine ganz andere, viel düsterere Bedeutung: Lucifer Our Lord.

Ich kenne diese Satanssekte vom Hörensagen, obwohl ich bisher nie mit ihr zu tun hatte. Als Detective bei der Mordkommission hatte ich ein paar Mordfälle im Zusammenhang mit Teufelssekten. Über die L.O.L.-Sekte sagt man, dass sie - im Gegensatz zu vielen Hobby-Satanszirkeln - vor Menschenopfern nicht zurückschreckt.

Wie die Dinge stehen, ist die Frau des Neapolitaners offenbar in etwas weit Garstigeres verstrickt als einen harmlosen Seitensprung. Mein gesunder Menschenverstand rät mir, die Übung hier abzubrechen und dem eifersüchtigen Ehemann meine aktuelle Theorie zu unterbreiten, nämlich, dass seine Ehefrau nicht ihm Hörner aufsetzt, sondern sich viel mehr für den gehörnten Gott der Unterwelt interessiert. Und falls ich es hier tatsächlich mit der L.O.L.-Sekte zu tun habe, wird sich Tamara kaum mit Tischrücken und Ouija Board-Séancen begnügen.

Meine Neugier siegt über den Verstand. Ich muss dem Rätsel auf den Grund gehen!

Rasch schlüpfte ich in die Mönchskutte des Bewusstlosen und ziehe mir seine Maske über. Dann fische ich ein paar Kabelbinder aus der Hosentasche, fessle den Mann rücklings an einen rostigen Maschendrahtzaun, ziehe ihm eine Socke vom Fuß und stopfe sie ihm in den Mund. Dann schleiche ich mich zur Tür zurück.

Von drinnen kommt eine Stimme.

Ich verharre an Ort und Stelle, das Ohr an die Tür gepresst, die Hand an der Klinke. Es ist der bebende Singsang einer alten Frau, eine hohe Stimme, gefolgt

von einem murmelnden Sprechchor. Rosemaries Baby und Damian Thorn schwirren mir durch den Kopf. Heiliger Legolas, bin ich da in was echt Krankes gestolpert? Das Bild von der wabbelnden Tamara und einem Satanskult passt nicht zusammen, aber die Beweislast scheint erdrückend.

Ich ziehe meine SIG Sauer Zeus und betrete das Zwielflicht des Korridors. Das dämmerige Licht ist nicht konstant, sondern flackert. Alle paar Schritte schwarze Kerzen an der Wand. In die Muffigkeit der Wände mischt sich ein kupferner Geruch. Blut?

Die Pistole neben dem Gesicht folge ich dem Gang, links in ein türloses Zimmer, dessen Fenster mit Brettern zugenagelt ist. Durch die Zwischenräume dringen hauchdünne Lichtbalken. Soweit ich feststellen kann, ist das Zimmer leer. Weiter vorne folgt ein weiteres Zimmer, wieder links, eine ausgebrannte Küche mit einer umgekippten Geschirrspülmaschine. Der gruselige Singsang scheint vom Ende des Korridors zu kommen, wo eine Kerze gefährlich nahe an einem schwarzen Vorhang steht. Die haarsträubende Stimme der Greisin höre ich jetzt deutlich.

„Ili-ia u Ishtari-ia ushis-su-u-eli-ia!“

„Eli ameri-ia amru-usanaku“, antwortet der Chor. Den Stimmen nach befinden sich mindestens zehn Männer und Frauen jenseits des Vorhangs.

Den Finger am Abzug schleiche ich näher. In der Brust spüre ich mein Herz klopfen, etwas schneller als zuvor. Was zum Teufel mache ich hier?

„Imdikula salalu musha u urra!“

„Qu-u imtana-allu-u pi-ia!“

Vorsichtig ziehe ich den Vorhang einen spaltweit zur Seite und spähe in den Raum. Im Halbdunkel hocken zwölf Gestalten in Mönchskutten im Schneidersitz um ein braunrotes Pentagramm, das jemand auf den Zementboden gemalt hat. Alle tragen sie die gleichen schwarzen Gesichtsmasken wie der Mönch, den ich bewusstlos geschlagen habe. In der Mitte des Pentagramms steht eine uralte Hexe. Das schlohweiße Haar hängt ihr wirr ins Gesicht und über die knöchigen Schultern, die schlaffen Hängebrüste reichen ihr bis auf den nackten Bauch. Am Hals trägt sie eine matt leuchtende Kette mit einem kunstvoll gehörnten Dämonenkopf.

„Upu unti pi-ia iprusu!“ leiert die Hexe, einen Arm zur Decke erhoben, den anderen auf das Pentagramm gerichtet.

„Me mashtiti-ia umattu-u“, antwortet der Zirkel.

Eine der Mönchsgestalten ist deutlich korpulenter als die anderen, ich vermute, dass unter der Kutte Tamara steckt, eine fette Wölfin im Schafspelz. Feiern diese Irren eine schwarze Messe? Und falls ja, ist das Pentagramm aus

Blut oder Barbecuesauce?

Für einen kurzen Moment holt mich die Vernunft ein und ich spiele mit dem Gedanken, mich aus dem Staub zu machen. Für einen solchen Einsatz ist mein Honorar zu kläglich. Vielleicht gibt sich der Neapolitaner ja damit zufrieden, dass seine Frau keine Fremdgängerin ist, sondern eine gewöhnliche Teufelsanbeterin.

Mein gesunder Menschenverstand kommt nicht dazu, sich durchzusetzen: als ich mich abwenden will, geschieht das Unerwartete. Einer der Mönche springt auf und richtet alle zehn Finger auf die nackte Hexe, eine beschwörende Haltung, die ich von alten Vincent Price-Filmen kenne.

Die Alte faucht auf wie eine Katze, der man auf den Schwanz getreten ist und hebt abwehrend die Hände. Gleichzeitig schießt etwas aus den Fingerspitzen des Mönchs, eine bläulich leuchtende Lichtkugel. Das Lichtgeschoss trifft die Hexe mitten in die Brust, und die Alte explodiert wie ein Wasserballon, der von einem Mantelgeschoss getroffen wird. Eine Druckwelle erfasst mich, und ich werde nach hinten geschleudert, durch den Vorhang hindurch. Hätte ich vor einer Wand gestanden, wäre mir ein zerschmetterter Schädel sicher gewesen, doch dank meiner günstigen Position fliege ich rücklings durch den Korridor, überschlage mich mehrmals auf dem harten Zementboden und bleibe benommen auf einer der Kerzen liegen. Aus dem Raum, wo die schwarze Messe stattgefunden hat, kommt ein kollektiver Aufschrei, grässlich und unmenschlich — dann nur noch Totenstille.

Stöhnend rapple ich mich hoch, finde die Zeus zu meinem Erstaunen immer noch in meiner Hand, und wanke zum Zimmer zurück, von Grauen und einer morbiden Neugier erfüllt. Der schwarze Vorhang hängt in Fetzen vom Türrahmen. Ein beißender Geruch wie von Ammoniak und versengtem Haar schlägt mir entgegen. Ich halte den Atem an und spähe in den Raum. In alle Ecken verstreut liegen rauchende Mönchskutten, Gesichtsmasken und weitere Textilteile — aber keine Menschen. Nicht einmal abgetrennte Gliedmaßen. Nichts, was je gelebt hat.

Aus dem Augenwinkel erhasche ich eine Bewegung. Ich reiße die Zeus hoch, und auf einmal steht der Mönch mit den Donnerfingern vor mir. Hinter der Maske starren mich zwei stahlgraue Augen an, als wäre ich eine Erscheinung. Blitzschnell hebt er eine Hand in meine Richtung, und ich drücke ab. Ein Klicken kommt aus der Zeus, sonst nichts. Kein Knall. Keine Feuerzunge. Gar nichts. Noch nie habe ich bei dieser Waffe einen Rohrkrepierer erlebt. Der Mönch fixiert mich, bewegungslos, als wollte er sich mein Gesicht einprägen. In rascher Folge drücke ich drei weitere Male ab, und aus dem Lauf tropft etwas

Glänzendes auf den Boden. Mir fällt die Kinnlade runter. Flüssiges Metall! Was zum Teufel hat der Kerl mit meinen Kugeln gemacht?

Bevor ich weiß, was geschieht, sprengt er an mir vorbei. Ich versuche, ihn mit einem Rundkick niederzustrecken, stattdessen fliege ich gegen die Wand, obwohl er mich nicht einmal berührt hat. Sofort setze ich ihm durch den Korridor nach, doch er hat mehrere Meter Vorsprung. Vor mir fällt die Tür mit einem Knall ins Schloss. Ich werfe mich gegen das rostige Metall, pralle zurück. Der Mistkerl hat sie irgendwie verriegelt — und vom Schlüssel fehlt jede Spur! Bis ich das Schloss ein zweites Mal geknackt habe, wird der Mörder mit dem Donnerkeil über alle Berge sein.

Der Mörder ...

Ich drehe mich um und schaue durch den Gang zum Tatort zurück. Hat da wirklich ein Mord stattgefunden? Ein Mord ohne Leichen? Von den zwölf Schwarzmagiern im Raum — den verräterischen Mönch nicht mitgerechnet — ist nichts übriggeblieben. Kein Blut. Keine Haarsträhne. Keine Leichenteile. Nichts außer Kleidern. Was würde ich meinen Ex-Kollegen vom NYPD erzählen, falls ich sie zum Tatort rufe? Dass ein Jedi-Ritter in Mönchskutte ein Dutzend Satanisten mit einer Licht-Bazooka vaporisiert hat?

Ich reiße mir die Mönchskutte vom Leib, knacke das Schloss ein zweites Mal und schlüpfe hinaus. Vom Verräter ist nichts zu sehen. Bevor ich mich vom Acker machen kann, kommt mir ein Gedanke. Der gefesselte Mönch! Ich eile zum Hinterhof zurück und finde meinen Verdacht bestätigt. Auch von dem Wachmann, den ich k.o. geschlagen habe, bleibt nichts übrig als seine Kleidung. Die Plastikriemen, mit denen ich ihn gefesselt hatte, liegen auf dem rissigen Betonboden, als hätte nie ein Paar Hände darin gesteckt.

Irgendwas läuft hier total aus dem Ruder, und ich habe keine Ahnung, was. Ich renne durch die Gasse zur 32nd Street zurück in die zivilisierte Welt, wo nur der ganz normale Wahnsinn herrscht. Während ich zum Park haste, zerbreche ich mir den Kopf darüber, was ich dem neapolitanischen Gabelstaplerfahrer für ein Märchen aufischen werde. Zwei Dinge stehen fest: alles ist besser als die Wahrheit. Und ich brauche dringend einen Manhattan on the Rocks. Vielleicht auch drei.

Kessler

Brooklyn — Freitag, 20:19 Uhr

Hinter einer Hausecke versteckt beobachtet Kessler, wie der Mann im rotschwarz karierten Holzfällerhemd die 32nd Street hocheilt, in Richtung Greenwood Park. Wer ist der Kerl? Mitte dreißig, großgewachsen, athletisch gebaut, das dunkle Haar im Retro-Look der 50er Jahre gestylt. Kessler bemerkt den lockeren Gang des Mannes. *Unglaublich. Er bewegt sich, als wäre nichts geschehen.* War der Mann nicht vor wenigen Minuten durch die Luft geflogen? Hat ihn Kessler nicht als Zugabe gegen die Wand geschleudert?

Unauffällig folgt er ihm durch die Dämmerung, den Seesack mit der Mönchskutte über die Schulter geworfen. Er kann nicht zu den anderen gehören, überlegt Kessler. Sonst wäre er jetzt Staub. *Aber wenn er ein gewöhnlicher Mensch ist, wie hat er mein TeBat überlebt? Und was hatte er bei den L.O.L.-Anhängern zu suchen?*

Die Sonne ist hinter den Wolkenkratzern New Jerseys untergetaucht, aber die Lichtverhältnisse erlauben weiterhin eine Beschattung aus sicherer Entfernung. Ohne die Mönchskutte ist Kessler trotz seiner Größe und muskelbepackten Gestalt einer unter vielen Parkbesuchern, ein unscheinbarer Spaziergänger. Kessler beschleunigt seinen Schritt, holt langsam auf.

Muss herausfinden, wer der Kerl ist.

Am südlichen Ende verlässt der Mann jetzt den Park, joggt locker über die Chester Avenue und biegt in die Minna Street ab, wo er auf ein schwarzes Cabriolet zusteuert, dem man sein Alter ansieht, einen aufgemotzten 65er Mustang mit Weißwandreifen. Ziemliche Rostlaube, denkt Kessler. Trotzdem starke Karre. Der satte Klang des 4.7-Liter-Motors wie sanftes Donnernrollen in der Stille — dann rast der Mustang mit quietschenden Reifen davon.

Kessler merkt sich das Autokennzeichen, schaut dem Mustang nachdenklich hinterher. *Das dürfte den Boss brennend interessieren.* Er zückt sein Handy und wählt eine Nummer.

Weiterlesen? Hier geht's zu

Ace Driller ...

www.PatakBooks.com